

Heiris bedeutsame Wanderschaft

Autor(en): **Trabold, Rudolf**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **15 (1911)**

PDF erstellt am: **17.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-573185>

Nutzungsbedingungen

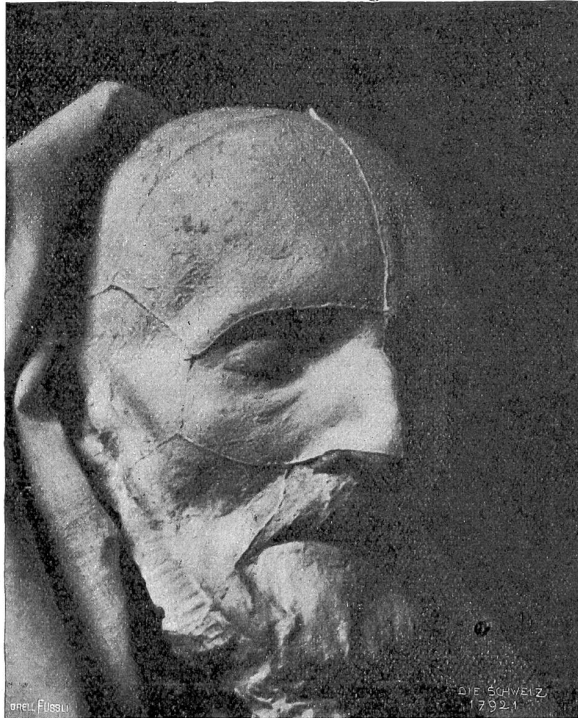
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Fritz Baf, Luzern.

Totenmaske von Arnold Ott.

hätte. Nein, mit diesem Menschen mochte ich nicht an eine Hochzeit gehen. Ich wollte Reginen ein kleines Fegfeuer bereiten; Gonzal aber trüge die lebendige Hölle mit sich. Mich ekelte vor dieser teuflischen Rachsucht gegen einen vor Elend halb wahnsinnigen Mörder. Damals wußte ich noch nicht, daß jenes tapfere Mädchen, das vor Jahren den hochmütigen Buben mit einem Kübel voll Wasser abgewehrt hatte, die Tochter gerade dieses Ignaz Ahr gewesen

war. Sonst wäre ich wohl vor Abscheu aus dem Zimmer gesprungen. Aber ich wollte nichts mehr hören und stellte mich daher, als ob mich eigentlich die ganze Geschichte langweile. Gonzal ging auf den Leim.

„Was hast du eigentlich wollen?“ fragte er geselliger.

„Nichts als eine von deinen feinen Zigarren,“ log ich. „Ich ging gerade am Haus vorbei und hörte deine Geige und fing so einen cubanischen Duft auf, und da...“

„Nimm!“ Er leerte das ganze Etui vor mir aus.

Ich dankte mit Mühe und erhob mich. Um nur etwas zu sagen, fragte ich: „Bitte, warum machst du da auf dem Teller so kleine Stücklein wie für ein Hühnchen, du, mit deinen Raubtierzähnen?“

„Ach,“ sagte er ohne Erröten, „da ist lezhin jemand an einem Zweischgenstein gestorben!“

„Aber, das ist doch Rosincentorte...“

„Schon! Aber wie leicht könnte so ein Haar vom Mehlbesen oder so ein verfluchter kleiner Träber hineingekommen sein! Ich will nicht an einer solchen Dummheit ersticken. Leben, leben wollen wir,“ jauchzte er, die Arme ausstreckend; „das Leben ist nun erst recht schön!“

Der Feigling! Ganz angewidert ging ich hinaus. Und dieser sorgliche, feige Schlecker würde wahrhaft keine Sekunde zaudern, seinen Feind mit dem Hals-eisen abzuwürgen! Wie gemein, wie widernatürlich, wie memmenhaft macht doch die Rachsucht! Neben diesem Gonzal was ist doch die Regina für eine Königin! Ich schleuderte die Zigarren, von denen jedes Stück einen schweren Franken kostete, in die nächste offene Kloake. Der gemeinste Stumpen war mir hundertmal lieber.

„Auf, nach Irgis!“ sagte ich, und die letzte Spur von Rache schien mit den Zigarren in dem häßlichen Loch verschwunden.

(Fortsetzung folgt).

Heiris bedenkliche Wanderschaft.

Novelle von Rudolf Trabold, Straßburg.

Nachdruck verboten.

IV.

Heiri weckte ein brennender Durst. Der Frost hatte sich in ein Fieber verwandelt. Ihm schien, seine Kleider dampften. Er zog den Rock aus; aber dann fror ihn, drum zog er ihn wieder an. So schlief er nochmals ein.

Wirre Träume ängstigten sein Herz, der Puls flog nur so. Bald meinte er daheim zu sein, bald im Heuschaber mit dem Walzbruder. Es kam ihm vor, der Wagner wolle ihn bestehlen, er wehrte sich verzweifelt, erwachte darob. Er lechzte; die Zunge brannte ihm im Munde. Wenn er nur ein wenig Wasser bekommen könnte... Ah, er ersticke fast unter dem Dache, er fand keine Luft! Und der fürchterliche Durst! Er mußte Wasser suchen, mußte hinunter; unmöglich hielt er es länger hier oben aus!

Auf dem Bauche kroch er in der absoluten Finsternis, stieß bald hier an einen Balken, bald dort an einen Pfosten, aber fand doch die Leiter, krabbelte langsam,

Sprosse um Sprosse, hinunter. Nun suchte er den Wasserzuber; das war jedoch eine schwere Sache.

Ein matter Lichtschimmer leitete ihn zur Stubentüre, ohne daß er wußte, in welchem Teile der Küche er sich eigentlich befand; denn in seinem Kopfe ging alles wirr. Er glaubte am Ausgang zu sein, der vors Haus führte. Indem er einen schnellen Schritt tun wollte, stolperte er über den Tritt und schlug mit Kopf und Schulter so wuchtig an die Türe, daß sie krachend aufflog. Als Heiri sich aufrichtete, stand er in der Stube der Alten. Diese war aus dem Bette gesprungen und schrie, so laut sie konnte:

„Mordio! Heiliger Antoni, hilf! Mordio! Man will mich berauben, will mich töten!“

Auf dem Tisch glimmte die kleine Flamme des Dellichts; Heiri sah, wie die Alte etwas im Bett verbarg. Aber alles ging so rasch, die Gedanken kreisten ihm so wirr durch das Gehirn, daß er gar nicht wußte,

was eigentlich geschehen, ob er wirklich wache oder träume...

Erst jetzt sah er, daß die Frau auf ihn zu stürzte und mit einem Holzbeil zum Schlag gegen ihn ausholte. Das Bild war so gräßlich, daß er die Augen schloß und mit einem verzweifelten Fausthieb das Weib auf den Boden streckte.

Grabesstille herrschte in der Stube — da miaute die Katze. Heiri war nun wieder ganz bei sich, erkannte die Wirklichkeit.

Die Alte röchelte noch einmal; dann lag sie wie tot. Heiri zitterte an allen Gliedern. Er hob die Frau vom Boden auf. Ihr Körper war schlaff. Schnell schlug er die Federdecke zurück, um sie aufs Bett zu legen; da flog etwas klirrend zu Boden. Heiri schüttelte die Alte. Sie gab kein Lebenszeichen von sich.

Er wollte in die Küche eilen, da stieß sein Fuß an einen klirrenden Säckel auf dem Estrich; er hob ihn auf. Heiß stieg ihm zu Kopfe. In dem Säckel war Geld, viel Geld, wohl Gold; denn er war schwer...

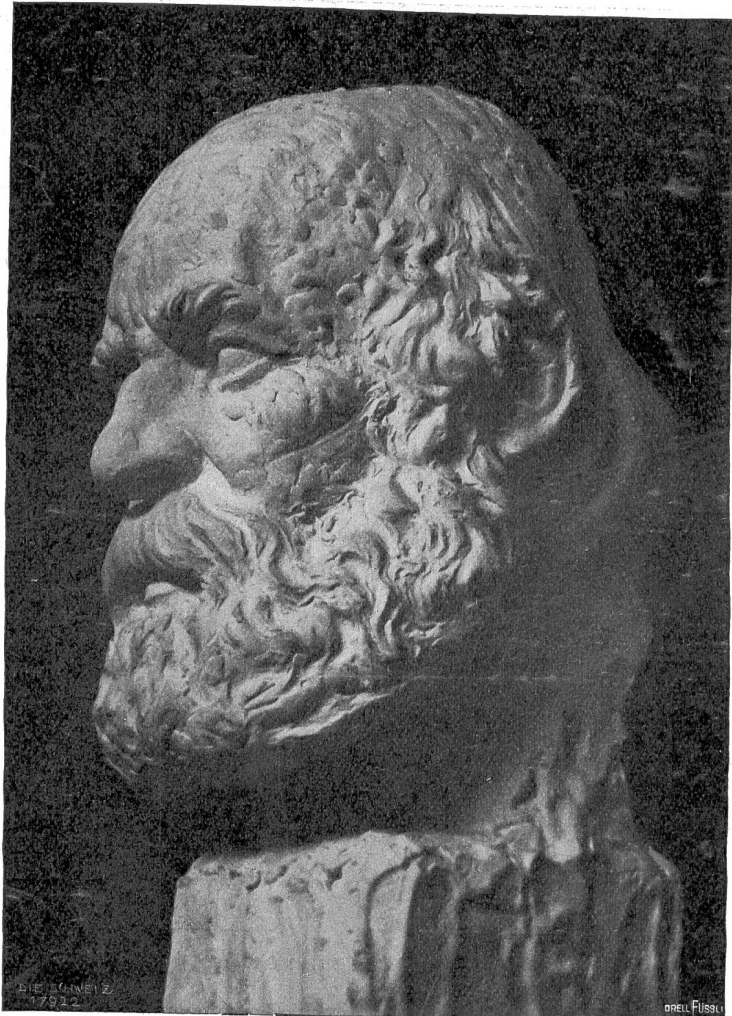
Fahle Morgendämmerung krochen hinter den Hügeln über die Nebelschwaden. Der Wind ging; er schüttelte die Wipfel der Bäume, daß die letzten Tropfen vom Nachregen aus dem Laub fielen.

Der Morgen war kühl, die lehmige Erde, vom andauernden Regen der letzten Tage aufgeweicht, blieb Heiri an den Füßen haften. Obwohl ihm die Schuhe in der Ackererde fast stecken blieben, achtete er nicht darauf, sondern eilte feldwärts dem Wald zu. Das Herz blieb ihm fast stehen vor Schreck, als ein Gase, von ihm aufgeschreckt, aus einer Furche davonrannte.

Er hatte keinen Hut, keinen Habersack, keinen Stecken. Er war aus dem Häuschen geflohen, ohne sich umzublicken, hatte nur den Säckel mit dem Geld zu sich genommen, der nun schwer in seiner Busentasche lag und an den sein Herz schlug.

Er war im Wald. Er blickte um sich, schreckte bei jedem Schritt, der ein dürres Reisig zertrat, zusammen. Planlos eilte er mit zitternden Füßen immer tiefer in den Forst. In seinem Kopfe wirbelte es. Raun brachte er die Füße vorwärts. Bis zu einem Dickicht vermochte er sich zu schleppen, dann verkroch er sich in ein sicheres Versteck. Hier lag er, ganz erschöpft, und verfiel in tiefen Schlaf.

Im Mittag stand die Sonne, da Heiri erwachte. Hätte er nicht das Geld in der Brusttasche gefühlt, nicht anders wie ein wüster Traum wäre ihm sein letztes Erlebnis vorgekommen. Aber kaum erwacht, stand schon wieder das Bild aus der Nacht vor ihm. Mit jedem Atemzug wurde die Erinnerung lebendiger, die Angst größer. Er war noch immer müde, müde, müde. Ihn schmerzte der Kopf, der Rücken, die Brust. Die Glieder waren so schwer. Nur liegen bleiben hätte er mögen, sich nicht bewegen; aber die Angst, sie peinigte ihn.



Fritz Bui, Luzern.

Arnold Ott (1840–1910).

Jeden Augenblick, wenn ein Häher schrie, ein Vogel flatterte oder ein Rabe krächzte, fuhr er zusammen, glaubte, es seien Landjäger, die den Wald durchstreiften und den Mörder der Alten suchten...

Sich durch das Dickicht vorwärtsarbeitend, kam er nach langen Anstrengungen in eine kleine Lichtung. Ihn dürstete, Wasser jedoch war hier nicht zu finden; aber Erdbeeren roch er, suchte nach ihnen und fand eine Handvoll. Er zog sich aus, um die Kleider in die Sonne zu breiten; denn sie waren immer noch ganz durchnäßt. Jetzt wagte er es, den Geldsäckel zu betrachten. Es war einfach ein alter Lumpen, ein Stück aus einem abgeschossenen Rock geschnitten und mit Schnüren zu einem Säckel zusammengebunden. Er löste sie, fand in dem Tuch eine Schweinsblase, ganz zerknittert und schmutzig. Darin lagen Silber- und Goldstücke. Angstlich horchte er, ob kein verdächtiges Geräusch zu vernehmen sei. Alles war still, nur Bienen und Fliegen summteten um ihn. Mit zitternden Händen und klopfendem Herzen zählte er die Geldstücke. Aber noch wirbelten in seinem Kopfe die Gedanken so wirr durcheinander, daß er unmöglich dies Zusammenzählen fertigbrachte. So viel nur wußte er, es mochten dreihundert, vielleicht



Fritz Suf, Luzern.

Büste des Malers Oskar Lüthy.

vierhundert Franken in dem Beutel liegen. Er legte Laub zu dem Geld, schnürte die Schweinsblase eng zusammen, damit die Gold- und Silberstücke nicht aneinander klingeln konnten, und barg dann seinen Schatz unter dem an der Sonne liegenden Rocke. Die Hälfte des Geldes hätte er sofort hingegeben für einen Labetrunk aus frischer Quelle. Heiri glaubte verschmachten zu müssen. Er zog die Kleider wieder an, brach sich durch den niedern Tann einen Weg und kam in eine Brombeer- und Himbeerwäldchen. Die Himbeeren waren reif, alle Ranken und Zweige hingen voll beladen. Das Geschäft des Essens und Pflückens zerstreute ihn. Die herrlichen Früchte erquickten seinen trockenen Gaumen und sättigten ihn zugleich. Für Stunden dachte er nichts mehr als an die roten, wunderbar duftenden Beeren.

V.

Zwei lange Tage verließ Heiri das Dickicht und den Beerenfisch nicht. Am dritten Tag war es ihm unmöglich geworden, sich länger hier versteckt zu halten. Er wagte sich in den offenen Wald. Kein Mensch begegnete ihm. Das, was er schon so lange ersehnt, aber nicht zu suchen gewagt, er fand es heute: Wasser! Eine kleine frische Waldquelle entdeckte er. Sich auf die Erde werfend, sog er lange, lange das kühle Raß ein. Oh, diese Labe! Wie ihn das Wasser erquickte!

Die Augusthitze lag heiß über dem Lande, aber im Forst war sie erträglich. Heiri sann und sann, wie er sich einen Hut verschaffen könne, um nicht wie ein Landstreicher auszufehen; aber er fand keinen Ausweg. Den Hunger konnte er nur mit Waldfrüchten stillen. Zur Abwechslung fanden sich hier Heidelbeeren. Auch einige frische Krähen-, Holztauben- und Hähnerier fand er, die er hoch oben in den Wipfeln der Tannen und Buchen verzehrte.

Am Abend, als es schon dämmerte, wagte er den Waldbrand zu suchen. Erst beim Vernachten kam er zum Felde. Häuser sah er keine. In der Nacht wanderte er, immer am Waldbrand, weiter und weiter, ohne zu wissen, wo er sich befand. Er strauchelte oft, ging langsam und unsicher in der Finsternis. Da kam er auf einen Weg. Der Pfad führte einer Höhe zu; dann verlor er sich im Wald, der sich nun auch hier auszudehnen schien. Heiri mochte nicht mehr weiter, er fühlte sich müde, erschöpft und krank. Einen versteckten Platz suchend, irrte er noch geraume Zeit in der Dunkelheit, bis er anscheinend Haselbüsche im Walddinnern entdeckte. Hier verkroch er sich wie ein Waldbtier. Lange fand er keinen Schlaf, weil ihn sein Gewissen, die Angst, das Unwohlsein marterten...

Wollte es Morgen werden? Wenn es doch nur dämmern möchte! Wirklich, lichter und lichter wurde es am Himmel. Die Sterne schwanden allmählich. Sie schienen langsam, langsam, immer tiefer in das Schwarzbau zu tauchen, immer höher hinaufzusteigen in den Aether. Und der Himmel wandelte sich um, vom Schwarzbau ins tiefe Violett; dann kamen Dämmerseine, wie aus Goldgrau und Grünrot gewoben, aber ohne Licht, geisterhaft schwelend.

Heiri kroch hervor. Unweit führte ein Holzweg bergan. Ihm war ganz schwach in den Beinen, und dennoch schleppte er sich vorwärts. Er wußte nicht, was er wollte, hatte nur das Bedürfnis, irgendwohin zu kommen, weit weg. Menschen hätte er sehen mögen, und wiederum graute ihm davor, wenn er sich vorstellte, ihm könnte jemand begegnen.

Aber was wollte er denn? Was sollte aus ihm werden? Er dachte an den Vater, die Tante. Alles, was er gefühlt im Leben bis jetzt, was er Unrechtes getan, es kam ihm alles klar in Erinnerung. Daheim hatte man mit ihm schimpfen müssen, weil er nie gearbeitet, zu nichts zu gebrauchen gewesen. Seine Fehler sah er jetzt alle ein; ja, er sah sie ein und bereute sie. Aber es war zu spät, zu spät, zu spät!

Ihm brannte es in den Augen, doch Tränen fand er keine. Ihn wollte eine Wut packen; aber sie fand keinen Widerhall in ihm.

Heute war es ihm so hell im Kopfe, so ganz klar. Die Gedanken verwirrten sich nicht mehr, er vermochte alles zu überdenken. Ihm war, er sei in den letzten Tagen um Jahre älter geworden, sei vom dummen, trogigen, faulen Knaben zum Manne gereift...

Er sann über die Geschehnisse in der Hütte der Alten? Wenn er das Weib getötet hatte, seine Schuld war es nicht. Sie beabsichtigte ja ihn zu erschlagen mit dem Beil. Sie hatte die Waffe bereit gehalten, weil sie bei einem unverhofften Ueberfall gerüstet sein wollte.

Seine Schuld war aber der Raub. Er hatte einen

klaren Augenblick gehabt, die Sachlage überblickt, das Geld zu sich genommen und war damit geslüchtet. So ist es, daran ändert keine Macht der Erde etwas!

Hoffnung hatte er keine. Glauben täte ihm niemand, wenn er erzählen würde, wie alles gekommen...

Je heller der Morgen geworden, je höher er stieg, desto fester war er entschlossen, seinem Elend ein Ende zu machen. Oben auf der Höhe angelangt, sah er vor sich einen sanften Gang, der in eine Ebene verlief. Unten lag ein reifes Kornfeld, in dem die Schnitter standen und die Frucht mähten.

Lange hielt Heiri an und schaute hinab. Er dachte an den Vater, der zur Stunde vielleicht auch daheim im Felde stand. Er dachte an die Tante, die bei ihm Mutterstelle vertreten. An die Tage seiner kurzen, bedeutungsvollen Wanderschaft dachte er. Ausweg sah er keinen. Schriften besaß er nicht, heim konnte er nicht, ohne erkannt zu werden, und wollte er auch nimmer.

Er war ein Verbrecher geworden. Er konnte keinem Menschen mehr in die Augen schauen. Schon damals hatte er angefangen ein Dieb zu werden, als er den Vater bestohlen, als kleiner Bub, um Zuckerzeug zu kramen. In der letzten Zeit griff er oft in die Kasse der Wirtstube. Die Tante hatte es nur verheimlicht, um einen großen Krach mit dem Vater zu verhindern. Den letzten Raub, den er am Vater be-

gangen, ehe er das Haus verließ, den konnte die Tante nicht mehr verheimlichen. Also war er auch in den Augen des Vaters ein gemeiner Dieb...

Wie tief war er gesunken, ohne es selber einzusehen! Das mußte noch dazukommen. Aber jetzt ekelte es ihn vor sich selbst.

Hoch kletterte er in eine Eiche. Das geraubte Geld hatte er unten am Baum hingelegt mit dem Rock, den er ausgezogen. Aus den Hosenträgern machte er eine Schlinge, band sie an einen starken Ast hoch oben in der Eiche. Noch einen letzten Blick ließ er über das Land schweifen, atmete tief — zitterte leicht, betete etwas, ohne mit den Gedanken bei Gott zu sein, mehr nur Abschied nehmend von der sommerlichen Schönheit des Landes unter ihm, und legte dann entschlossen den Kopf in die Schlinge, stieg langsam auf den nächsten Ast ab, verließ ihn mit den Füßen, löste die rechte Hand... dann die linke...

Oben hing der reuige junge Sünder im grünen rauschenden Wipfellaub der Eiche. Unten lag der geraubte verlassene Schatz der geizigen Alten... Und ins Land flutete die warme Morgen Sonne, legte sich golden auf den Forst, in dem der Heiri gestern mit bangem, angsterfülltem, fieberndem Herzen herumgeirrt und heute seine kurze, doch so bedeutame Wanderschaft beschloß...

Zu den Skulpturen von Fritz Huf*).

Die Schüler der Luzerner Kantonschule haben im Februar eine sehr schöne Gedächtnisfeier Arnold Otts veranstaltet und dabei nicht den Toten allein, sondern sich selber auf seine Art geehrt. Bei Eröffnung der Szene blickte aus dunkeln Vorbeer eine Büste des Dichters in die Zuhörer hinein. Fritz Huf hat sie geschaffen, und von ihm stammt auch die Totenmaske Arnold Otts (S. 188).

Der junge schweizerische Bildhauer Fritz Huf in Luzern ist ein — sagen wir es frech heraus! — akademie- und meisterloser Künstler, den die Verhältnisse zwangen, sich selbst Schüler und Lehrer zu sein. Füge es Minerva in Gnaden, daß er noch lange nicht nach München oder Paris gelangt, sondern in so ernster, selbstprüfender und auf sich gestellter Manier sich einstweilen weiterentwickelt! Die Akademie ist einigen notwendig, vielen nützlich, aber wohl auch für manches individuelle Talent, das sich durch eigenen Fleiß und eigenwillige Muster am lautersten erheben würde, eine große Verpfuscherin der Persönlichkeit gewesen. In Fritz Huf glauben wir so einen Eigenen zu finden. Aus dem Gewerblichen stieg er bedachtsam ins Künstlerische, aus dem Goldschmiedesellen ward der Bildhauer, und zwar einer, der sich berufen fühlt, vor allem ein Biograph mit dem Meißel zu werden.

Im Kasino von Erstfeld bemerkt man seine Büste des

Präsidenten der Gotthardbahn, Dr. Severin Stoffel, ein wohlgetroffenes Werk, das freilich noch keinen Zug übers Porträthafte hinaus offenbart. Von da bis zur Ottsbüste ist es ein Riesenschritt. Es liegen viele treffliche Dinge dazwischen, so ein Heinrich Anderhalben, ein Arnold Melchtal, ein famoser Studentkopf aus dem Altersajhl, die Büsten des Malers Oskar Lütth (J. S. 190**) und des genialen jungen Geigers Fritz Hirt. Aber bei der Ottsbüste ist wie vorher nie das Monumentale aus dem Konterfei geholt (J. S. 189). Nichts Kleines und Peinliches, sondern nur tragödienhafte Großheit atmet dieser Kopf aus. Vielleicht sogar mit einiger Uebertreibung. Denn man denkt hier nur noch an den Schöpfer heroischer Figuren, und neben diesem Gewaltsafford vermag sich kein Ton von der zärtlichen und schalkhaften Ottsseele hörbar zu machen. Aber wer so übertreibt, hat Großes im Sinne und im Vermögen.

Fritz Huf.

Erwähnen wir daneben nur noch die Spittelerbüste (J. S. 187). Sie scheint uns maßvoller, aber dabei doch breiter und reicher den Charakter unseres großen Epikers auszu-legen. Man merkt hier, daß Huf die höchsten Vorbilder des Faches mit Andacht studiert: Rodin mit den un-

*) Die hier reproduzierten Photographien sind aufgenommen von Albert Kenggli in Luzern.

**) Vgl. „Die Schweiz“ XIV 1910, 56/57.

